

Weihnachten, nun auch du wieder Gegenstand bist der Welt Mit dem Glanz, der wunderbarlich Haus und Herzen um erfüllt.

Die Amerikanerin.

Eine Weihnachts- Erzählung von Marie Langner.

Die junge Frau legte das Buch, in dem sie lesen wollte, gelangweilt beiseite. Sie zieht das kostbare Fell, das hinabgleiten will, höher hinauf und schmiegt sich nervös frohlockend hinein.

Nein, denn um den kleinen Mund vertieft sich immer mehr ein bitterer Zug, der nicht hineinkommt in dieses schöne, junge Gesicht. In dem Kamin knistert traulich ein Feuer, der Duft von Parfüm durchdringt den Salon, das Lieblingsparfüm der schönen Frau.

Frau Baronin von Wendheim ist ein glückliches, beneidenswertes Wesen. Sie ist schön, sehr schön sogar, die Männerwelt liegt ihr hier zu Füßen, wie es in Amerika, von wo sie gekommen ist, die Yankee gelohnt haben.

Wie das gekommen? Ja, nun, wie taufend andere solcher Fälle — ein lustiger, junger Offizier, mit sorglosem Herzen und stets offener Tasche — die unerwartete Entdeckung, daß die Familienverhältnisse wesentlich anders sind, als man glaubt, Cuitierung des Dienles, Auswanderung.

Erich von Wendheim hatte seinen feudalen, alten Namen nicht durch den Schmutz der New Yorker Straßen schleppen brauchen; er war weder Kellner noch Hafenarbeiter gewesen, sondern vierundzwanzig Stunden nach Ankunft, infolge früherer Verbindungen seines Vaters, wohlhabender Buchhalter bei John Smith & Co. und nach Ablauf von zweimal zwölf Monaten war er der Bräutigam der schönen Ellen, der einzigen Tochter seines Prinzipals. Ellen's Mutter war eine Deutsche, und John Smith hatte es sich in den Kopf gesetzt, sein Kind müsse einen Deutschen heiraten und in Europa ihr Domizil aufschlagen. John Smith war äußerst zufrieden mit der Lage der Dinge und begünstigte das gegenseitige Gefallen der Beiden außerordentlich. Gegen den jungen Mann ließ sich absolut nichts Anderes sagen, als daß er Schulden gemacht — all right — die konnten bezahlt werden, seine Tochter wurde Baronin und konnte sich denken mit ihrem Gatten ein warmes Nestchen bauen, in das er dem jungen Paare nach einigen Jahren folgen würde.

Es ging Alles wie am Schnürchen — Verlobung — eine glänzende Hochzeit — Heiratsreise nach Europa, ein halbes Jahr auf Reisen und endliches Niederkommen in der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Gesellschaften, Theater, Bälle, Ausfahrten, Club, ein bischen Feu, ein bischen Firt — so lebte man eine sehr moderne Ehe.

Und warum heute so bittere, quälende Gedanken? Ellen springt unruhig auf. Dieser sentimentale deutsche Weihnachtsabend! Hat er sie angefaßt mit seinem Zauber? Rührt er sich für das völlige Ignorieren seiner lieben, trauten Gebrüder? Kein Lichterbaum drunten in diesen weiten Räumen, erstrahlt im Souterrain feiert die reichbesetzte Dienerschaft Christabend bei einer prächtigen Boute.

Die Einkammet legt sich wie ein qualender Baum auf die junge Frau. Wo mochte ihr Gatte weilen? — Im Club, bei Freunden, in lustiger Gesellschaft?

Ein bitterer Zug legt sich um den kleinen Mund. Sie geizt einander gar nicht, o nein, jedes seinen Reigungen folgend, gingen sie hierhin und dorthin und sahen sich fast nur zum Diner. Da drüben in Amerika hält

Der Sonntagsgast.

man nicht viel von Gefühlsbeulen. Sie hatte es auch nie vermocht — oder doch — in letzter Zeit vielleicht? Hatte die deutsche Erde, das Geburtsland ihrer Mutter, sentimentale Regungen in ihr wachgerufen, hatte das Beispiel manch' eines beliebigen Pärchens in ihrem Salon anregend auf sie gewirkt?

Liebe? Brauchte sie denn die zu suchen, wurde sie ihr nicht bald jart, bald stürmisch entgegengebracht von hundert liebenswürdigen Schwere-nöthern? Nein — Liebe mußte etwas Anderes sein, etwas Großes, Wunderbares — so weit war ihre Studie gediehen. Ihre Augen suchten wohl oft dann den Gatten, dem gegenüber sie doch im nächsten Augenblick die ruhige, lebenslustige Welt dämmte.

Und heute war sie wieder über sie gekommen, die große Sehnsucht nach dem Wunderbaren; der Geist der Liebe, der heute die Welt durchzog, hatte auch bei ihr angelockt, doch hier nur Bitterkeit schaffend, nicht Freuden.

Sie trat hastig an's Fenster und zog die schweren Vorhänge auseinander. Ein breiter Lichtstrom floß auf die Straße, in der es noch von eifrigen Fußgängern wimmelte. Wie Alles vorwärts baskete in frohlicher Eile, mit Pöckeln reich beladen, heim zur frohlichen Klausel.

Da plötzlich entsetzt auf der Straße ein angälisches Rufen und der Schrei einer Kinderstimme. Sie hat blickschnell das Fenster geöffnet und starrt entsetzt dieses hinunter. Da ist es eben unter einem dahersaufenden Gefährt die Gestalt eines kleinen Mädchens verschwunden, während aufgeregte Stimmen durcheinander klingen.

Die arme Kleine, wohin nur mit ihr? Ist nicht ein Arzt zur Stelle? Ellen weiß selbst nicht, wie ihr geschieht, doch im nächsten Augenblick ist sie unten und beugt sich über den leblosen, kleinen Körper.

Die Leute weichen erstaunt zurück vor der lächelnden Erscheinung, nur der Schutzmann legt höflich grüßend die Hand an den Helm und giebt ihr dienstbesessenen Auskunft.

Der Krankenwagen wird nicht lange auf sich warten lassen, wir schaffen das Kind gleich in's Krankenhaus. „Aber doch kann sich das arme Kind aber verbluten,“ sagte Ellen mitleidig; „lassen Sie es in mein Haus schaffen, der Arzt soll ihm bei mir die erste Hilfe bringen.“ — Es geschah.

Aus einer Wunde an der Stirn sickert das Blut, das sich nicht stillen lassen will, obgleich Frau Ellen mit geschickter Hand bereits einen Notverband angelegt. Jetzt erhebt sie sich und bedeutet dem Mädchen, bei der Kleinen zu bleiben. In ihres Mannes Haus-apothekel findet sich sicher ein Blutstillendes Mittel. Dieselbe befindet sich aber in seinem Zimmer. Wohl jagert er Fuß einen Moment auf der Schwelle. Noch nie hat sie diese Räume betreten; aber gleichviel, er ist ja nicht da. Sie schlägt die Portiere zurück und tritt hastig ein.

Ein Ausruf des Erstaunens entfährt ihren Lippen. Da sitzt ihr Gatte, den sie im Club wähnt, in tiefen Sinnen versunken, am Schreibtisch und starrt auf ein kleines Bildnis in seiner Hand. Vergegen ist ihre Mission, sie muß wissen, wessen Bild dies ist. Weist tritt sie näher. Ueber seine Schulter erkennt sie es — es ist das seiner Mutter.

Er hat sie soeben erst bemerkt; er dreht sich hastig um, und ein Bild grenzenlosen Erstaunens tritt in seine Augen, der das Ungeheuerliche dieses Vorganges genügend dokumentiert.

„Ellen, Du hier?“ „Warum bist Du nicht im Club?“ fragte sie hastig. „Ich hatte nicht die Laune dazu und treffe wohl heute auch Niemand dort. Der Weihnachtsabend ist nun einmal für uns Deutsche etwas Besonderes, meine es Sentimentalität; aber es schien mir profan, heute auszugehen. Nun und da träumte ich ein bischen — zurück zur Kindheit, wo Mutter uns den Weihnachtsbaum schmückte. Es war doch eine schöne Zeit!“

Ellen sah wortlos an ihm vorüber zu dem kleinen Bild, das, so treu gehütet, des Sohnes einzige Weihnachtsfreude war. Zurück zur Toten mußte er stehen, sie die Lebende, hatte es nicht verstanden, ihm ein Weihnachtsfest zu bereiten. Es war ihr, als ob die Todte drohend vor ihr stände: „Wahrst Du so meines Sohnes Glück?“

Sie strich aufatmend mit der Hand über die Augen. „Ich komme, um mir aus Deiner Apotheke etwas zu holen. Es ist ein Unzähl gegeben.“ Da bemerkt er die Blutspuren auf ihrem hellen Kleide. „Um Gott, was ist das? Du blutest?“

Das ist ebrüche, zärtliche Angst; sie empfand das wie eine süße Genugthuung. „O, mir ist nichts geschehen,“ sagte sie freundlich. „Doch drüben in meinem Boudoir liegt ein kleines Mädchen, das auf der Straße verunglückt ist, und das ich heraufschaffen ließ. Sieb mir schnell etwas Heftpflaster, ich wollte schon zu lange.“

Erich verfiel in Verwunderung. Ist das Ellen, die kalte, gefühllosere, die sich um ein Kind sorgt, und ein von der Straße aufgelesenes Kind? Und drüben im kleinen Salon bietet sich ihm weiterer Stoff zu grenzenlosem Erstaunen. Da kniet sein Weib an der Seite der Kleinen und geht mit geschickter Hand dem soeben eingetrossenen Arzt zu Hilfe. Nach langen Bemühungen schlägt die Kleine endlich die Augen auf. Der Arzt hat die Stirnwunde als unbedeutend erklärt und konstatiert, daß wunderbarer Weise alle Glieder heil und ganz und die Kleine mit dem bloßen Schrecken davongekommen ist.

Die Augen des Kindes irren ängstlich und bestrebt von einem Gesicht zum andern, um endlich an dem Ellen's entsetzt hängen zu bleiben. „Du bist wohl das Christkind?“ fragt sie leise, wie sich die lichte Gestalt über sie beugt.

Ellen lächelt lächelnd den Kopf. „Nein, nicht ich, ein Kompliment mehr freude gemacht, als die fromme Täuschung dieses Kindes. „Wie heißt Du denn, mein Kind?“ „Trudchen Weiß,“ berichtet diese und richtet sich jetzt auf.

Wald hat man den kurzen Bericht der Kleinen empfangen. Die Mutter, eine arme Wittve, die sich und ihre drei Kinder mühselig ernährt. Die zwei ältesten, sie und ein älterer Bruder, hatten den schmalen Verdienst durch Handeln mit Christbaumzweigen und Pfannenmännern unterstützen wollen. „Ah, meine Pfannenmänner,“ jammerte die Kleine, „die sind mir bingefallen, als die Pferde so schnell auf mich zukamen.“ O, was wird Mutter sagen!

Ellen beruhigte sie liebevoll. „Die bezahle ich Dir alle, Trudchen, jetzt trinke von diesem Wein und dann versuche, ein wenig zu schlafen.“ „Ach bitte, nein, nicht schlafen,“ steht angstvoll das Kind. „Ich muß nach Hause. Mutter ängstigt sich gewiß schon und frist auch. Wir wollten zusammen heimkehren.“

„Ich werde die Kleinen nach Hause bringen,“ erbot sich Erich, „ich glaube auch, daß es besser ist, wir bringen sie der Mutter heil und gesund, als daß sie die Schreckensnachricht von jemand Fremden erfährt.“

Ellen hält die kleine Hand fest in der ihren. Es ist ihr plötzlich, als sollte sie etwas hergeben, was ihr eigen geworden, worauf sie ein Anrecht habe, und blickschnell war ein Entschluß in ihr gereift. Wie, wenn sie die Kleine, die ein reizendes Kind war, bei sich behielte, es erziehen wollte?

Sie wendet sich hastig zu ihrem Gatten. „Erich,“ sagt sie, und in ihren Augen schimmert es feucht, „ich möchte dich Kind für mich behalten, ich pflege, groß ziehen, ihm Mutter sein!“

Ein wunderbares Gefühl beschleicht sein Herz. Es ist ihm, als ob er heute zum erstenmal sein junges Weib sähe — die schöne, elegante Weltkame, die tolettirende, lächelnde Ellen ist verschwunden, und vor ihm steht plötzlich die Frau, wie sie ihm wohl vorgezogen in längst vergessenen Räumen, das deutsche Weib mit vollem, warmem Empfinden und einem nach Liebe durstenden Herzen.

„Ellen!“ ruft er freudig aus, „ich kenne Dich kaum wieder. Gern gebe ich Dir dazu meine Einwilligung. Ob aber des Kindes Mutter damit einverstanden sein wird?“

„O sicher,“ sagt Ellen froh und riesegewiß, „ich übernehme selbstredend die Sorge für die ganze Familie. Ihr bleiben ja noch immer die beiden anderen Kinder.“

In Dedem und Pelze warm eingehüllt, sitzt Trudchen bald darauf in dem eleganten Schlitten zwischen dem jungen Paar. „Wir dürfen aber nicht mit leeren Händen kommen,“ sagt Erich, und dankbar nickt ihm Ellen zu. Eine halbe Stunde später hielt der Schlitten vor einem der großen, alten Miethshäuser in der Vorstadt, und von Trudchen geführt, kletterten sie die steilen Stiegen hinauf, gefolgt vom dem Diener, der zwei Arme voll Pakete trug.

„Mutter!“ ruft jubelnd die Kleine, oben im vierten Stock in ein ärmliches Stübchen strömend. „Mutter, das Christkind kommt!“ Ein Freudenschrei erklingt. „Mein Kind, mein Kind, so ist es nicht wahr, das Schreckliche, das man

mir soeben gemeldet. Du bist heil und gesund.“ „Gute Frau,“ wendet sich Ellen an die Mutter, „geben Sie mir das Kind, das ich erziehen möchte, wie mein eigenes. Sie alle sollen frei und tummelnd von nun an leben.“

In dem Gesicht der Frau geht eine sichtliche Veränderung vor. Sie tritt zu Ellen und zieht mit beinahe feindseligem Blick die Kleine zu sich hinüber. „O, Sie wollen mit mein Kind abtaufen, anadige Frau? Ich bin arm, sehr arm, das ist wahr, und manchmal weiß ich nicht, wo ich ein Stüchlein Brot für meine Kleinen herkommen soll. Eines dieser meiner Lieben aber fortzugeben, wenn auch in Glang und Luxus, das, anadige Frau, vermag ein Mutterherz nicht. Klopfen Sie an jede Thür dieses Hauses, das nur von uns Armen bewohnt ist, und keines wird Ihnen eines von den Seinen hergeben wollen, keines.“

Ellen hatte sich erhoben. „Verzeihen Sie, gute Frau,“ sagte sie mit zuckenden Lippen, „verzeihen Sie mein unheimliches Begehren. Ich danke Ihnen für die Lehre, die Sie mir gegeben.“

Ellen war an das kleine Fenster getreten und starrte mit brennenden Augen hinaus in die schweigende Nacht. „Ja, Allen brachte es seine Gaben, nur ihr nicht.“

Heute fühlte sie plötzlich, daß auch sie eine Deutsche war, daß sie das Land liebte, in dem ihre Mutter geboren, das ihres Gatten Heimath war und nun auch die ihre. Was aber konnte diese späte Erkenntnis ihr noch helfen? Sich an seine Brust werfen und ihm sagen: Liebe mich und versuchen wir ein anderes Leben zu beginnen? Sie würde das nie über ihre Lippen bringen. Und er?

Da stand er neben ihr, und ihre Blicke tauchten ineinander. „Ellen, Du weinst!“ sagte er leise und legte seinen Arm um sie. „Weißt ich recht in Deiner Seele, empfindest Du auch die Leere und Haltlosigkeit unseres jetzigen Lebens. Ellen, Ellen, wollen wir neu beginnen?“

Sie schlug die schönen Augen zu ihm auf. „O Erich, wenn es noch nicht zu spät ist!“

„Zu spät zum Glück?“ fragte er innig. „Und jetzt puzen wir zu Hause noch unseren Christbaum, Liebste,“ schlug der junge Gatte vor, als sie ein aneinandergelehnt in's Schlitten saßen. Wie zwei ausgelassene Kinder jubelten sie über diese glückliche Idee und machten am Marktplate Halt, um noch den letzten Tannenbaum zu erheben, der zu haben war. Schmutz und Lichter waren auch schnell beschafft, und so hielten sie triumpfhend ihren Einzug.

„Aber laß die Dienerschaft,“ bat sie; „wir machen das ganz allein.“ In ihrem kleinen, lauschigen Salon begann denn bald ein lebhaftes Treiben. Da wurde Engelshaar und La-metta vertheilt, prächtig glitzernde Tannenapfen und goldene Früchte an die Zweige gehängt. Und jedesmal, wenn die Kleinen, eifrigen Hände dem Gatten ein Stück hinaufklangen, wurden sie ergriffen und heiß und feurig geküßt.

Wie reizend sie war, diese kleine Frau! Bis jetzt hatte er sie immer nur schön gefunden, von einer Schönheit, die sein Herz kalt gelassen. Wie reizend die hübschen Mädchen auf der weißen Stirn lagen, wels' ein eigenes Licht in diesen dunklen Augen flammte, daß ihm ganz wie im Kopfe wurde. Und wie heiß der kleine Mund, von dem der Zug lässigen Hochmuths wie wegwehtet war! So süß, so zum Küffen wie geschaffen. O, über diesen Weihnachtszauber!

Und dann kamte Licht um Licht auf, dann wurde es weihnachtlich auch in diesen glänzenden, kalten Räumen. Frau Ellen war an den Fingeln getreten und sang mit froher Andacht:

„O Du frohliche, o Du selige, Gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Ein Testament. Von Emil Lehmann-Katitz.

Die kleine Wohnung war hell erleuchtet, die Thüren weit geöffnet, in der guten Stube stand eine große, junge Frau beim strahlenden Weihnachtsbaum, ein junges Kind an der Hand, ihm den Platz zeigend, wo die Geschenke lagen. Das Kind — nicht ihr eigenes, sie hatte es nur liebevoll zu sich genommen, es gepflegt und erzogen — senkte erst ihre hellen Augen, sprach ein kurzes Gebet, um nun erst mit Augen, die eine ganze Welt von Reugier und Glückseligkeit wiederstrahlten, zu betrachten, was Christkindchen bescheert hatte.

Diesem Bilde folgte eine krank, sechsundsechzigjährige Greisin, auf einem Krankenstuhle liegend, den die Tochter so gerächt hatte, daß sie die Flügel der Zimmer übersehen konnte und alles, was sich unter dem Baume abspielte. Die sonst so fleißigen Hände, die bis vor kurzem noch alles gearbeitet hatten, ruhten in ihrem Schooße. Es war das erste Mal, daß sie selbst nicht hatte Hand anlegen, für Tochter und Enkelkinder nichts hatte vorbereiten können. Würde es das letzte Mal sein? Diese ganze Frage mochte in beider Herzen hin und her. Das Kind, welches noch keine Abnung von diesen bangen Vorgefährten hatte, beach noch immer glückselig seine Geschenke, die der Großmutter, welche sie bewundern mußte.

Die Kleine hatte sich ein Lied einstudiert, ein Geschenk für die Großmutter, welche so große Freude an Musik gehabt, war aber in Verlegenheit, es anzubringen; da mußte nun die Tochter helfen und vermitteln. Ein Schubert'sches Lied entquoll der Kleinen, jugendlichen Seele, und mit Wahrung hörten es die beiden Frauen, die Großmutter sich ihrer eigenen Jugendzeit und der der Tochter erinnernd. Sie lächelte das Kind, bedankte sich und fragte, ob es nicht noch eins singen wolle. O, wie gern, aber nur, wenn Tante Elisabeth mitginge, das schöne, zweistimmige Lied, das sie so gern habe.

„Alle Berge Gipfel, Rüh'n in dunkler Nacht!“

hätte es durch das Zimmer. Nur mit furchtbarem Anstrengung konnte die große Frau das Liedchen zu Ende singen; schwere, große Thränen rannten ihr in den Schooß. „Warte, Warte,“ sagte die Tochter, „halbe, halbe ruh' auch Du!“

Die Großmutter winkte mit der Hand, den Gesang abzubrechen, sie war tief ergriffen.

Nach einer Weile, während die Kleine sich wieder ihren Spielsachen zuwandte, die Tochter aber niedergedrückt war vor der alten Mutter, ihr Muth zusprechend, auf Genehung vertrauend, legte diese ihrer Arm liebevoll um den Hals der Tochter und sprach:

„Meine liebe Elisabeth, ich weiß, daß es bald zu Ende ist mit mir. Laß mich Dir heute, gerade heute, wo Dein Herz weich gestimmt ist, noch einiges sagen, mozt ich später vielleicht nicht mehr die Zeit haben werde. Nimm Dich nach meinem Tode meiner Armen an. Der liebe Gott hat Dich mit Glücksgütern gesegnet, daß Dir so viel gegeben, was Andern verjaßt ist. Wie viele Thränen, wie viel Leid zu mildern wirst Du im Stande sein. Vergiß nicht meine alte Lina, ihre rechte Hand ist gelähmt, sie kann nicht mehr arbeiten; gib ihr das, was sie von mir immer hatte. Die alte Julie Stein, die sich so kümmerlich durchs Leben bringen muß, weil sie nichts hat lernen können, bedene auch und schick ihr die Miete. Auch Bertha Köben vergiß nicht; wenn sie sich auch sehr undankbar und häßlich gegen Dich und mich benommen hat für all das Gute, das wir im Leben für sie gethan haben; sie hat Kinder und ist hilfbedürftig. Schlechtigkeit war's wohl nicht, nur Dummheit, und mit der muß man nicht rechnen. Unfere alte Aufwarterin, die uns so viele Jahre treu und ehrlich gedient hat, bekomt auch etwas, nicht wahr? Sie ist achtzig Jahre und niemand wird sie mehr beschäftigen wollen.“

Bei diesen Worten sprang ein braunes Hündchen auf den Schooß der alten Frau, die es lieblosend schmeichelte, während das Thier sie anfaß, als wollte es fragen, ob seine Beschürperin es wirklich schon verlassen wolle.

„Dann bitte ich Dich noch, nimm Dich der armen Thiere an. Sorge für die unfrigen, Du weißt, wie lieb sie mir sind, und wie mich der Gedanke peinigt, es könnte ihnen ein Leid zugefügt werden von rohen Menschen. Sie sind uns treu gewesen lange Jahre, waren unsere Freunde, laß sie im Alter nichts empfinden von Unthat, Sorge für sie, so lange Du kannst, so lange sie leben; auch die Vögel vergiß nicht zu füttern, sie sind's gewöhnt gewesen, um die bestimmte Stunde von mir ihr Theil zu erhalten; schätze Deinen Leuten ein, wenn Du fort bist, sie mit Wasser und Futter zu versehen zu rechter Zeit, wie es sich gebührt, wenn man sich Thiere hält.“

Wenige Tage nachher fanden Tochter und Entel an dem offenen Grabe der alten, theuren Frau. Die Rede des Geistlichen hörte Elisabeth nicht, aber mit ebrenem Größel schrieb sie die Worte in ihr todwundes Herz.

„Wahrheit, Erbarmen, Treue, Mitleid und unendliche Liebe für Mensch und Thier.“

Die große Tragödin hatte in ihren letzten Lebensjahren zwei Lieblinge — einen kleinen weißen schwarzgefleckten Dackel, „Fledsch“ genannt, und einen grauen Papagei. Beide haben ihre Herrin überlebt und führen nun, wie in der „N. Fr. Pr.“ erzählt wird, ein überaus behagliches Dasein im Hause eines der ergebensten Freunde der Künstlerin, der die Thiere als liebe Ankernde zu sich nahm. Den Dackl hatte Charlotte Wotter bis zum Tode in ihrer nächsten Nähe, und als sie starb, ruhte ihre erkalte Hand auf dem Kopfe des abhänglichen Hundes.

„Paberl“ ist aus Prag und befand sich offenbar früher in einem städtischen Ritten, denn seine Umgangsprache ist nur Tschechisch. Tropdem ist er ein lebendes Memento seiner berühmten Herrin. Sie verabschiedete bis in die Tage ihrer letzten Krankheit nie, dem Papagei frühmorgens ein Douchebad zu geben, indem sie ihn mehrere Male mit einem Wassergeräusche anblies. Paberl geht heute noch jeden Morgen herum und verlangt energisch sein Bad, indem er genau so bläht, wie seinerzeit die Wotter ihn anblies. Die zweite Reminiscenz, die er verkörpert, stammt aus Weidenbach. Dort lag er immer am offenen Fenster der Villa und konnte die Ankunft und Abfahrt jedes Dampfschiffes beobachten. Mehrere Male im Tage gibt er nun eine Vorhersage, indem er das Atterser Dampfschiff landen und abfahren läßt. Quert hört man das Kläuten des herannahenden Schiffes, dann die regelmäßige Atmung der Maschine, die dann plötzlich aufhört, es erhält das harte Aufklaffen der räumlich gedehnten Räder, dem ein Jischen folgt, das sich in kurzer Unterbrechung wiederholt; die Abfahrt markiert der Papagei, indem er zuerst pfeift, dann die Tone der Ankunft leiser wiederholt, endlich aber den regelmäßigen Ton der Maschine lange fortsetzt, bis er sich plötzlich mit dem Ruf: „Ruhig, Paberl!“ unterbricht. Diese zwei Worte hat ihm immer Charlotte Wotter zugerufen, und der Papagei bewahrt darin den Ton ihrer Stimme. Es ist der lebendige Phonograph!

„Fledsch“, der Dackl, ist ein Kaiser und ein großer Zudeckfreund. Wenn beim schwarzen Kaffee die Zudeckdose auf der Tafel steht, wandert er schmarotzend vom Hausherrn zu den Gästen und kann nicht genug Zudeckstücke bekommen. Endlich heißt: „Fledsch, hat für heute genug,“ worauf sich das Dackl enttäuscht, aber folgsam niederlegt. Jetzt rührt sich der Paberl, der während des ganzen Essens am Tischrand gesessen ist, stolziert gravitätisch bis zur Zudeckdose, nimmt ein Stück Zudeck heraus und kehrt auf seinen Platz zurück. Dort, wo ihm Fledsch von unten zusehen kann, schmaukt er mit großem Behagen seinen Zudeck und blinzelt dem kleinen Hund so lange zu, bis es dieser nicht mehr aushält, sich erhebt und nun zum Gaudium aller Anwesenden vor dem Papagei aufwartet und mit den Vorderpfoten bittet, gerabe, wie er es vorher vor seinem Herrn und den Gästen gethan. Dadurch läßt sich „Paberl“ aber keineswegs erweichen — die devote Stellung Fledsch's erboht ihm im Gegentheil, und er läßt sich so weit hinziehen, daß er gegen den Hund drohend mit dem Schnabel hadt. Aber dabei entfällt ihm der Zudeck, Fledsch erschrickt das Stück und verschlingt die willkommenen Beute. Schnell gefaßt, schreitet Paberl wieder über den Tisch und holt sich ein zweites Stück Zudeck, das nach kurzer Zeit das Schicksal des ersten theilt. Im Zutreffen des Wohlbehagens der Thiere wird der Sache gewöhnlich dadurch ein Ende gemacht, daß Paberl in seinen König wandern muß. Als man sie aber kürzlich einmal gewöhnen ließ, setzten sie das Spiel so lange fort, bis die Zudeckdose vollkommen geleeert war.

Tröstliches Beispiel. Ein junger Leutnant Namens Lecomte trat nach einer Parade, die Napoleon I. kurz nach seiner Krönung abhielt, mit einigen Wittkellern aus der Linie.

„Welche Beschwerde haben Sie vorzubringen?“ fragte ihn Napoleon. „Mein Herr, ich bin wiederholt im Avancement übergegangen worden,“ lautete die Antwort; „schon fünf Jahre bin ich Leutnant.“

„Verzichten Sie sich,“ entgegnete lächelnd Napoleon, „ich bin sieben Jahre Leutnant gewesen, ehe ich avancirte, und Sie sehen, daß mich das trotz allem nicht verhindert hat, mit der Zeit noch etwas Ordentliches zu werden.“

Alle lachten, und der also Belehrt trat beschämt in die Linie zurück.

Die Hauptsache. Dichterin (dem Gatten das erste, selbstgekochte Mahl vorlegend): „Ich denke, Hugo, es wird Dir schmecken, ich habe die Spizzen mit Liebe gewürzt.“ Gatte (die Suppe löffelnd): „Aber das Salz hast Du vergessen, liebe Laura!“

Schlaffertig. Junge Hausfrau (die mit der Wäscherin zant): „Sie sind eine ganz rohe, ungebildete Person!“ Wäscherin: „Ja, was Sie nicht Allens wissen! Je mehr Seife Gener verbräut, desto höher ist seine Kultur, verkeh'n Sie?“